

GEMEINSAMES LEBEN MIT MUTTI 1928 – 1938

Am 19. April 1928 war unsere Hochzeit; die kirchliche Trauung fand in der kleinen Pfarrkirche in Jedlesees statt; Marceline und ich fuhren mit dem Mautner'schen Pferdewagen hin und zurück. Dann gab es ein feierliches, grosses Hochzeitsessen im schönen Haus Floridsdorf, Pragerstrasse 20; nachher wurde alle Gäste vor dem Haus auf der Stiege – freundlich gruppiert – fotografiert; es gibt noch darüber ein nettes Foto. Das Wetter war nicht sehr schön, sondern kühl und bewölkt; leider blühten die schönen Magnolien hinter dem Haus im Park noch nicht. Dann fuhren wir mit dem Auto auf den Semmering, blieben dort ein oder zwei Tage und von dort begann die eigentliche Hochzeitsreise mit dem Zug.

Der Schwiegervater hatte eine schöne Seefahrt auf dem Schiff Ozeania (ca. 4000 Tonnen) für uns vorbereitet. Wir fuhren nach Genua mit dem Schlafwagen; beim Einsteigen am Semmering fiel der Mutti meine kleine Reisetasche auf den Kopf, aber das störte die freundliche Stimmung nicht. Mit dem Schiff fuhren wir von Genua über Korsika, über Palma de Mallorca, Málaga mit einem kleinen Ausflug nach Granada, über Gibraltar, über Lissabon in Portugal, und die Isle of Wight nach Hamburg; in Hamburg stiegen wir in den Vier Jahreszeiten ab, hatten dort ein gutes Essen im Uhlenhorster Fährhaus, fuhren nach Magdeburg zu einem kurzen Besuch zu den Baensch und zurück nach Wien.

Die nächsten Monate wohnten wir im Stöckl in Floridsdorf; inzwischen versuchte Marceline mit ihrer Mutter eine Wohnung in Wien zu finden, denn damals war das Wohnung Finden in Wien gar nicht leicht. Marceline hatte von vornherein die vernünftige Ansicht, die Wohnung sollte nicht weit von meinem Arbeitsplatz – der Elin, Volksgartenstrasse 1 – sein. Mit einiger Mühe fanden sie eine schöne Wohnung in der Lackierergasse/Ecke Garnisongasse; gegenüber war nur ein stockhohes Arbeitsgebäude des Allgemeinen Krankenhauses. Die verschiedenen Zimmer der Wohnung waren daher von Morgen bis zum Abend besonnt, da die Wohnung um das Eck ging. Eine sehr schöne Einrichtung für diese Wohnung wurde vom Schwiegervater beim Architekten Wimmer bestellt; darüber gibt es ein hübsches Photographienalbum mit Bildern, die ein Cousin von Mutti (...) aufgenommen hat. Vor Weihnachten zogen wir ein; es war lange noch nicht fertig, obwohl Marceline gesagt hatte: „Ich zieh' erst ein, wenn das Handtuch auf dem letzten Haken hängt!“ Wir hatten aber Betten und einen Esstisch, etwas Material in der Küche und allmählich wurde dann die Wohnung, so wie auf den Bildern dargestellt ist.

Tante Delis erster Besuch in der neuen Wohnung

Tante Deli – von Marhof bei Graz – eine Tochter von Peter und Therese Reininghaus – kam bald zu uns zu Besuch; sie hatte den Sohn des berühmten Wiener Mediziners, Prof. Hebra, geheiratet. Wir hatten in der schönen Wohnung in der Lackierergasse 1 als Hausgehilfin den Maximilian (gewöhnlich Anna genannt). Eines Abends, als mich Mutti von meinem Büro abgeholt hatte, kamen wir so gegen 6 h in die Wohnung zurück, wo uns Anna aufgeregt die Tür öffnete und gleich informierte, dass eine alte Dame – mit einem ungewöhnlichen Hut – zu Besuch gekommen sei und, als sie gehört hatte, wir wären zwar nicht zu Hause, würden aber nicht spät kommen, sofort dezidiert

erklärt hätte, sie wäre eine Tante, die den Mann Marcelinens kennenlernen wolle; sie hatte sich zum Ausrasten auf das Kanapee im Wohnzimmer hingelegt. Als wir ins Wohnzimmer gingen und Licht machten, lag die kleine, rundliche Tante in einem sehr weiten Kleid mit Kapotthütchen schlafend am Sofa, erhob sich – vom Licht erweckt – schaute auf die schöne Stubenberg-Stehuhr mit dem grossen Zifferblatt, schrie: „Es ist ja schon über 6 Uhr, ich hab eine Verabredung, ich muss eilends weg, auf ein ander Mal“ und draussen war sie. Von Tante Deli haben wir später noch manch andere spassige Geschichte erfahren und auch manches selbst erlebt.

Ein Jahr später, bald nach Weihnachten, als ich öfters in der Steiermark als Bauleiter der Gleichrichteranlagen in Gnas für die Bahn Feldbach-Bad Gleichenberg und für die Grazer Strassenbahn zu tun hatte, kam mich Mutti besuchen; da fuhren wir an einem späten Nachmittag nach Eggenberg und gingen von dort zum Marhof, wo uns Tante Deli gleich aufgereggt erzählte, wie sie vom Cheque betrogen würde. Es brauchte nur einige Fragen, um alles vom Anfang an berichtet zu bekommen: „Also, vor Weihnachten geh’ ich nach Graz Weihnachtskommissionen machen. Beim Leuschner & Lubenski, der Buchhandlung in der Sporgasse, such’ ich zum Schluss noch 2 Bücher aus; aber als ich zahlen will, ist kein Geld mehr da. Herr Leuschner aber sagt: „Frau Baronin, das macht gar nichts, da haben sie einen Cheque und morgen oder übermorgen zahlen sie die Schillinge, etwa 15,-, auf ihrem Gemeindepostamt ein. Er füllte den Cheque auch gleich aus. Am nächsten Tag schick’ ich das Hausfräulein zum Einzahlen auf das Postamt; nach 1 Woche kommt ein Kuvert von Leuschner mit der alten Rechnung für die Bücher, worauf steht: Baronin Hebra für 15,- erkannt; dabei ist wieder ein Cheque. Nach ein paar Tagen füllte ich, etwas betroffen, diesen zweiten Cheque aus und lasse wieder einzahlen. Und dann kam wieder so ein Brief, wo sie mich für 15,- Schilling erkennen und mit einem neuen Cheque, den ich wieder einzahle. Aber gestern kommt schon wieder ein Brief wo sie mich für 30,- Schilling erkennen, wieder mit einem neuen Cheque. Jetzt lasse ich mich aber nicht weiter vom Cheque betrügen und morgen lasse ich den Fall vom Advokaten aufklären.“ Es war aber dann nicht nötig, weil ich ihr klarmachen konnte, dass sie ein Guthaben bei Leuschner besitzt und dass kein Betrug an ihr vorgenommen wurde.

Eine andere lustige Erinnerung an Tante Deli ist die öfters erzählte Geschichte von Josephiberg, ein alter Kalvarienberg bei Cilli. Er war wegen seiner hübschen Kapellen und wegen der schönen Aussicht ins Sanntal bekannt. Als Tante Deli einmal zum Besuch der Verwandten Cerry von Graz unterwegs war, musste sie in Cilli umsteigen und hatte dort über 2 Stunden auf den Lokalizug zu warten. Die Zeit nützte ich zum Besuch des Kalvarienbergs aus, dachte sie, den wünsch ich mir schon lang zu sehen. Gedacht, getan; tapfer stapfte sie in der Sommerhitze hinauf. Am halben Weg war es ihr sehr heiss und da entledigte sie sich ihres Mieders, hängte es auf einen Busch neben der Kapelle, ging ganz hinauf, merkte, dass es spät war, eilte zur Station, erreichte gerade noch den Zug und fuhr ab. Im Zug gab es Schwierigkeiten, weil Karte und Geld im Portemonnaie waren, das sie vorsichtshalber am Mieder angespendelt hatte, aber das Mieder war am Busch neben der Kapelle vergessen worden. Da sie aber seriös aussah, wurde sie nach Sanneck weiterfahren gelassen, von wo – mit mehreren Telegrammen und einigen Spesen – das Mieder gefunden und alles wieder bereinigt werden konnte.

Die Überlegung von Marceline, die Wohnung in der Nähe vom Büro zu haben, war sehr gut, sie kam mich oft bei der Elin abholen und wir gingen gemeinsam nach Hause. Das erste Jahr etwa war ich vorzugsweise an Netzschutzaufgaben eingesetzt, mehrere Male auf dem Weg nach Hause erzählte ich ihr technische Sachen und versuchte, sie ein bisschen in die Elektro-Technik einzuführen. Da sagte Marceline: „Diese technischen Sachen interessieren mich nicht sehr“. Und auf meine Frage: „Warum hast Du mich dann geheiratet, wenn Du nichts von meiner Arbeit wissen willst“, sagte sie: „Weil ich Kinder haben will“.

Damals war der Schwiegervater daran, in Gaaden bei Wien ein schönes Landhaus zu bauen und es wurden verschiedene Vorbereitungen dazu getroffen; er selber hatte für die Bauzeit eine Wohnung in dem schönen, alten Stiftshaus Kappner in Gaaden gemietet.

Bei der Elin kam ich Anfang 1929 zu den Quecksilbergleichrichtern und übernahm bald die Leitung der kleinen Vertriebs-Abteilung dazu. Die erste grössere Anlage war in Fischamend; damals begleitete mich Marceline gelegentlich zum Pressburger Bahnhof, wo wir beim Nürnberger Bratwurstglöckerl vorher das Mittagessen einnahmen. Ich hatte damals bereits starkes persönliches Interesse an diesen Quecksilberdampfgleichrichtern und beschäftigte mich daher ziemlich viel in der Freizeit mit der diesbezüglichen Literatur; speziell die amerikanischen Schriften von Irving Langmuir schienen mir sehr inhaltsvoll, ich studierte sie genau und lernte dabei eine Menge englische, technische Fachausdrücke kennen, was eine gute Verbesserung meines Englisch ergab.

Damals begann ich auch eine Doktorarbeit auf der Wiener Technik. Ich sass oft am Abend bis spät in die Nacht hinein daran. Es handelte sich dabei um die Dimensionierung und die Wirkungsweise der vorgesättigten magnetischen Drosseln von Gleichrichteranlagen; dabei hatte mir mehrere Male der Ingenieur Korisko in Weiz sehr geholfen.

Als nächstes kam dann die Projektierung und anschliessende Bauleitung der grossen Gleichrichteranlagen für die Strassenbahn in Graz dran und die in Gnas für die mit 2000 V Gleichstrom projektierte Bahn Feldbach-Bad Gleichenberg, weiters war noch das Burgtheater da, mit einer grossen, automatischen Anlage für die Beleuchtung der Bühne; schliesslich gab es Jahre hindurch einige Sorge mit den Hochspannungs-Sendestationen für den Rundfunk. Da der Senderbetrieb durch die Gleichrichter gelegentlich unterbrochen worden war und man solche Störungen besonders unangenehm empfand, wollte man solche Störungen möglichst vermeiden. Es war eine politische unruhige Zeit; wo der Rundfunk dauernd arbeiten sollte. Mit viel sorgfältigen Fortschrittsarbeiten und zahlreichen Reisen ist dies schliesslich gelungen.

Einzelheiten über meine technischen Arbeiten sind in dem Arbeits- und Tätigkeitsbericht über mich ausführlich beschrieben. Mein damaliges starkes Engagement in die Glasgleichrichter-Leistungssteigerung wurde von beträchtlichem Einfluss auf unser späteres Leben, wie es später ausführlich beschrieben wird.

Es war wohl im Frühjahr 1930, dass Marceline für mich eines von den neuen Puch-250 Motorräder kaufte. Es war eine recht gute Maschine, obwohl sie am Anfang öfters verölt hat, bis das Vorderlager richtig gedichtet war. Ich erinnere mich an eine sehr schöne Fahrt nach Feldenhofen, wo wir zuerst mit der Bahn bis Unzmarkt in der Steiermark fahren; zwischendurch waren wir bei Böhler im Stahlwerk Kapfenberg gewesen. Von Unzmarkt an fuhren wir am Motorrad über St. Lambrecht ins

obere Murtal, übernachteten in Murau, von dort nach St. Michael, assen dort eine sehr grosse 3 Kilo schwere Forelle. Am nächsten Tag fuhren wir über den Katschberg, wo uns die Leute gratulierten, weil es das erste Mal sei, dass eine Puch 250 mit zwei Personen über den Katschberg gekommen wäre; dann fuhren wir weiter nach Feldenhofen.

Wie schön war es gewesen, zu zweit auf dem Motorrad durch Täler und über Berge jemand zu führen, der einem sehr nahestand, sich dem Fahrer anvertraute und sich mit ihm über die Pracht und Herrlichkeit der Natur freute.

War es diesmal nach der Fahrt über die Tauern oder im nächsten Sommer, dass wir dann mit dem Motorrad einmal in das Sanntal gefahren sind zu Verwandten von Marcelline, nach Sannegg zu den Cherrys? Dabei kamen wir zuerst, gegen unsere Absicht, in das Schloss Schöneck und wurden von dort richtig über den Fluss geleitet.

Auch in Gnas hatte ich das Motorrad mitgebracht und fuhr von dort jeden Samstag nach Graz bei den Antiquitätenhändlern herumstöbern. Ich fand dort die sehr schöne Bodenstanduhr von Schreibelmeyer, die heute aber im Museum in Windischgraz steht und ein paar schöne Bilder, z. B. den Werber vom Soldaten-Schindler¹⁵ oder die Jura-Landschaft von Treber.

Inzwischen – es mag im Frühjahr 1932 gewesen sein – hatten wir wegen der Kinder einen Steyrer 12 – aus zweiter Hand, unter Beratung von Werner Reininghaus – gekauft und damit viele Fahrten, einige auch nach Feldenhofen, unternommen.

In dieser Zeit wuchs mein Interesse an alten Uhren und deren Geschichte. Ich habe damals öfters eine schöne alte Uhr nach Hause gebracht, es war damals in Wien vieles billig zu haben. Ich hörte dann erstaunt ein oder zwei Mal von den Kindern sagen: „Jetzt spielen wir öfters so lustig Papa und Mama“. Nach einiger Zeit sagte Mutti mir: „Ich habe jetzt auch von diesem Kinderspiel Papa und Mama gehört, ich habe gedacht, ich muss draufkommen, was es ist und ich bin draufgekommen. Hör zu! Da kommt der Otto in das Vorzimmer, geht in die danebenliegende Holzkammer, nimmt ein Stück Holz, packt es in Papier ein und geht dann durch den kleinen Gang in das Wirtschaftszimmer. Dort sitzt die kleine Emy – etwas steif aufgerichtet – auf dem Sofa, Otto mit etwas gebücktem Haupt kommt zur Emy und sagt: ‚Schau Mutti, was Schönes ich heute in der Stadt gefunden hab.‘ Darauf die Emy: ‚Schon wieder, doch hoffentlich nicht so eine grässliche alte Uhr! Hab’ ich nicht das letzte Mal schon gesagt, wir haben genug von dem Krempel, es ist schade um das Geld, wir brauchen das Geld für den Haushalt viel wichtiger, ich werf’s zum Fenster hinaus.‘ Darauf einen Moment Stillschweigen, worauf die Emy sagt: ‚Hat die Mutti das letzte Mal nicht noch etwas dazu gesagt?‘. Marcelline meinte darauf: ‚Ich hab’ nie gedacht, dass ich etwas vor den Kindern gesagt hab‘. Darauf hab’ ich gesagt: ‚Die Kinder haben eben gute Ohren und hören doch alles.‘“

Nach einigen Konsultationen beim Dr. Schwarz im Frühjahr 1929 war das Eheleben in bester Ordnung und der Kindersegen stellte sich ein. Otto erschien 1930, Emy 1932, Marci im kritischen Jahr 1934, wo im Frühjahr der wilde Sozialaufstand in Wien vor sich gegangen ist, der von Dollfuss niedergeschlagen worden ist.

¹⁵ Heute im Besitz von Ueki. (UBA)

Ungefähr zur Geburt Marcelines fand die Ermordung von Dollfuss durch die Nazis statt. Damals liess ich mich bei der Heimwehr einschreiben, weil ich der Ansicht war, dass es nicht richtig ist, dass mit Mord versucht wird, in einem Nachbarland Einfluss zu nehmen.

Mutti mag wohl gerade wegen der neu angekommenen kleinen Marci im Kindbett gewesen sein, als ich eines Sonntagvormittags ihr erklärte, mit Otto ins Kunsthistorische Museum spazieren zu gehen. Mein Vater hätte mich auch schon sehr früh ins Museum geführt, was mein Kunstinteresse sehr, sehr beeinflusst hat. Wir waren bei den schönen Uhrensammlungen, deren beste Stücke aus den Prager Beständen von Kaiser Rudolf II. stammen. Als wir heimgekommen waren, fragte Mutti etwas spöttisch: „Nun Otto, wie hat es Dir gefallen?“ Denn Mutti hatte nicht viel für Museen übrig. „Mutti, Mutti,“ sagte Otto ganz betroffen, „wenn Du die Uhren des Kaisers gesehen hättest, dann wärest Du auf einem Fuss gestanden.“ und Mutti sagte zu mir nur: „Gewonnen“.

Bei der Elin hatte ich gute Mitarbeiter, Rudolf Graf Chorinsky, Dr. Micza, Ing. Esslinger sowie die Diplomingenieur Penkler, Wagner und Thiel.

Ing. Esslinger war ein recht guter Bergsteiger und Skifahrer. Er nahm mich zuerst für einfache Skifahrten im Wienerwald mit und später auf einige interessante Hochgebirgspartien auf der Rax. Ich erinnere mich auf eine solche Kletterpartie auf einem Steig nicht weit von dem Inntalerband, wo damals gerade jemand abgestürzt ist. Ich habe darauf grosse Angst von dem Inntalerband bekommen, habe mir aber mehrmals gesagt, du musst es selber einmal überwinden, damit Du vor dir selber Achtung hast.

Schon früher, etwa 1932, habe ich Skiausflüge mit Esslinger begonnen. Diese haben mir grossen Eindruck gemacht. Später bin ich (1934 oder 1935) mit Marceline und zwei Kindern am Patscherkofel nach Innsbruck gefahren, wo ein Verwandter – Eckhard Höss – einen Skikurs geleitet hat. Es war ein genussreicher Aufenthalt in der Höhe, nur das viele Üben, dass Höss betrieben hat, hat mich stark hergenommen.

Vor allem aber entstand ein wirklich freundschaftliches Verhältnis mit Ing. Franz Geyer, dem Leiter der Glaskolbenfabrik in Inzersdorf. Dieser hat eine neue vereinfachte Rückström-Messung für die Kolben entwickelt, die uns ein praktisches Mittel zur Feststellung der Gleichrichterkolbenbeanspruchung und deren Grenzen ergab, eine Methode, die ich dann intensiv im Elin-Prüffeld in Weiz durchgeführt habe. Ich habe dabei die Arbeitskonditionen variiert um möglichste Rückstromherabsetzung zu erreichen und dabei die entscheidende Rolle der Temperatur des Anodenhinterraums erkannt und daraus die Konsequenz gezogen, durch deren Warmhaltung die Gleichrichter besser auszunützen; dies geschah einfach durch Kühlung, Luftbewegung weg von dem unmittelbaren Anodengebiet und durch den Einsatz besonders hierzu entwickelter Ventilatorflügel. Ich habe damals festgestellt, dass auf diese Weise das gleich grosse Glasgleichrichtgefäss sicher eine wesentlich grössere Belastbarkeit und Überlastbarkeit bietet als ohne solche Wärmeverteilung, eine Erkenntnis, die geschäftlich von grosser Bedeutung war. Mit diesem einfachen Mittel wurde die Leistungsfähigkeit der einzelnen Einheiten und gleichzeitig die Betriebssicherheit wesentlich gesteigert. Dies wurde in ausgiebigen Versuchsreihen in Weiz nachgewiesen und damit das Renommee der Elin Quecksilber-Gleichrichter stark gehoben.

Meine intensive Beschäftigung mit den Quecksilbergleichrichtern hat sich sehr bald nach aussen ausgewirkt. Es muss Ende 1930 oder Anfang 1931 gewesen sein, dass ich bereits zu den Besprechungen mit dem Vertreter in England, einem Mr. Leven herangezogen worden bin. Es war im Jahr 1931, dass dort eine grössere Anlage für die Stadt Brighton explodiert ist und dazu wurde ich, auf Vorschlag von Mr. Leven, als Berater und Schiedsrichter nach England geholt. Es war eine Reise mit recht einschneidenden und wichtigen Ergebnissen.

Die erste technische Einladung nach England (um das Jahr 1930)

Ich war bereits etwa 3 Jahre bei der Elin in Wien tätig und hatte mir auf dem Gebiet der Quecksilber Gleichrichter schon einen guten Namen geschaffen. Damals hat auch der Export von Quecksilber-Gleichrichtern nach England begonnen und wir hatten einige grössere Anlagen dort ausgerüstet.

Es mag wohl im Herbst 1930 gewesen sein, dass an einem Mittwoch zu Mittag der Direktor unseres Exportbüros zu mir kam und fragte: „Bertele, haben Sie einen gültigen Pass? Können Sie noch heute nach England fahren, der Generaldirektor von Electrical Equipment & Carbon hat gesagt, er möchte Sie gerne als Schiedsrichter in der Angelegenheit der grossen Explosion in der Unterstation Brighton haben. Er hat gesagt, Sie könnten halbwegs Englisch und er hat Vertrauen zu Ihnen, Sie machten einen guten Eindruck“. Sehr beeindruckt, habe ich gesagt „Ja, ich habe einen gültigen Pass und ich bin bereit, heute abends noch nach England zu fahren.“

Es war eine lange Fahrt per Zug im Schlafwagen nach Boulogne, von dort nach Dover. In Dover habe ich mich gewundert, dass ein langer Zug mit Pullmanwagen und einer kleinen Lokomotive ganz am Ende dastand und ich habe mir gedacht, da oben auf der Steilküste ist London, warum schicken sie nicht die Omnibusse herunter? Ich bin eingestiegen, war etwas aufgeregt, dass das Gepäck in ein offenes Gepäckabteil am Ende des Pullmanwagens gekommen ist und dann begann die kleine Lokomotive – tsch, tsch – den Zug auf den Berg bei Dover hinaufzuschieben. Oben habe ich keine Stadt London gesehen, sondern einen zweiten Bahnhof, eine riesige Schnellzugslokomotive wurde vor den Zug gekoppelt und der Zug fuhr mit gewaltigem Tempo 1 ½ Stunden bis London.

In London ging ich am nächsten Tag zu Electrical Equipment & Carbon, wurde dort von dem Generaldirektor Leven empfangen. Er sagte, er hätte mich persönlich nach England eingeladen, weil ich ihm einen guten Eindruck gemacht habe und obwohl ich der einen Partei angehöre, hat er mich als Schiedsrichter vorgeschlagen und er nimmt an, dass ich mich als Gentleman verhalten werde. Einen Tag später sind wir mit dem Auto – einem schönen alten Armstrong-Siddely mit 2 Chauffeuren – nach Brighton gefahren und ich habe die zerstörte Unterstation und die Schwierigkeiten dort studieren können.

Ohne auf die Einzelheiten einzugehen, möchte ich hier nur sagen, dass es mir gelungen ist, nach einer genauen Überprüfung der Situation nach einem Tag festzustellen, dass zumindest 3 grobe Fehler passiert sind, dass der eine grobe Fehler ein Baufehler in der Lufteinführung seitens der Brighton-Corporation gewesen wäre; der zweite, dass die End-Wicklungen des Haupttransformators viel zu schwach ausgeführt wären und der dritte, dass die Ventilatoren in den Gleichrichterschränken unrichtig angeordnet waren. Alle diese drei Anlässe sollten ungefähr in gleichem Ausmass Schuld am

Schaden haben. Ich habe vorgeschlagen, jede der drei Parteien soll ein Drittel der Schadenssumme auf sich nehmen und die Herstellung soll durch die Brighton-Corporation nach meinen Vorschlägen erfolgen. So ist es ausgeführt worden und viele Jahre nachher ist die Anlage noch so gut gegangen wie nach den Reparaturarbeiten. Es hat sich nach meiner Erinnerung um Schränke der English Electric gehandelt. Das war der Anlass, dass ich einen guten Ruf als Gleichrichterexperte in England gewonnen habe.

Die Rückfahrt war für einen Samstag mit dem Continental-Express geplant. Ich ging an diesem Tag noch vormittags durch London; damals habe ich noch Angst gehabt, mir eine fremde Stadt in der Dienstzeit anzusehen. Ich sah in Bond Street in einem sehr noblen Antiquitätengeschäft in der Auslage nichts anderes als drei Uhren, auf Samt aufgestellt, in der Mitte eine Uhr in einem roten Schildpattgehäuse, die mir bei meinen damals schon bestehenden Interesse an den österreichischen Barockuhren als der geistige Vorläufer dieser Entwicklung erschienen ist. Ich hatte mich schon seit Jahren – allerdings etwas oberflächlich – für alte Uhren interessiert und bei verschiedenen Verwandten in Untersteiermark, in den Weingartshäusern, im Pfarrhaus beim Pfarrer, sowie beim Onkel Ernst und sonst noch, Uhren in viereckigen Holzkästchen aus dem 18. Jhd. häufig getroffen, die in Wien bei den Antiquitätenhändlern damals als altdeutsche Uhren bezeichnet worden waren. Rein gefühlsmässig hatte ich bald den Eindruck gewonnen, dass diese Uhren keine richtig deutsche oder österreichische Barockentwicklung seien, sondern dass ihr Entstehen einem starken Einfluss von auswärts zuzuschreiben sei; die gerade starre Form der Kästchen hat doch den eigentlichen Barockformen Österreichs nicht entsprochen. Die damals in der Londoner Auslage stehende viereckige Kästchen-Uhr – ohne Bogen über dem Zifferblatt – sprach ohne Worte: „Ich bin in der Linie eine Stufe früher als Deine angezweifelten österreichischen Barockuhren, von denen Du die wirkliche Abstammung kennenlernen möchtest“. Natürlich war am Samstag ein nobles Geschäft, wie das vor dem stand, nicht offen. Ich erinnere mich noch heute, dass ich gebetet hatte: „Lieber Gott, bitte gib bald ein anderes Gutachten in England, dass ich herkomme und mich über diese Uhren weiter erkundigen kann“.

Meine Bitte hat sich erfüllt, etwa ein halbes Jahr später bekam ich wieder eine Einladung nach England. Ich muss es zu weiterer Schande sagen, bevor ich zu der Sitzung gegangen bin – es war ein Wochentag – bin ich direkt durch die Bond Street gegangen und in das Geschäft hinein, habe gesagt: „Vor etwa einem halben Jahr haben Sie eine Uhr in einem roten Schildpattgehäuse allein in der Mitte des Fensters stehen gehabt, ich täte mich dafür interessieren“. Der Verkäufer antwortete darauf: „Wenn Sie sich für diese Uhr interessieren, muss ich sie sofort zu unserem Chef führen“. Wir gingen durch grosse Hallen, ebenerdig und über Stiegen hinauf bis in den 3. Stock. Dort wurde ich in ein recht schönes Büro geführt, wo mir ein schlanker, grosser, grauhaariger Herr entgegenkam. Der Verkäufer deutete meine Anfrage und daraufhin wurde ich zum Sitzen gebeten.

Der elegante, grauhaarige Herr sagte darauf sofort, das, worum Sie sich erkundigen, ist der einzige Tompion in einem Schildpattgehäuse gewesen, den er in seiner langen Arbeitszeit von über 30 Jahren je gesehen hätte, er hätte ihn viel zu billig verkauft. Auf meine Frage, wieviel, sagte er 600 Pfund, worauf ich zwar zuerst innerlich einen leichten Schock bekam, mir aber sagte, lass Dir kein Erstaunen anmerken und als er mit seiner Beschreibung fertig war und sagte, ist leider schon verkauft, entgegnete ich: „Wenn Sie wieder einmal so etwas bekommen, verständigen Sie mich bitte“ und gab

ihm meine Adresse. Damit war unsere Besprechung anscheinend abgeschlossen. Er begleitete mich zur Tür, gab mir die Hand und dabei sagte ich, er sollte mir nur noch eine Frage erlauben, er hätte bei seiner Beschreibung den Namen Tompion mit besonderer Betonung gesagt (ich habe damals schon ein gutes Gefühl für die feinen Ausdrücke der englischen Sprache gehabt), warum habe er Tompion so stark betont? Diese Frage brachte ihn auf, er sagte: „Lieber junger Mann, bis jetzt haben Sie einen sehr gebildeten Eindruck gemacht, diese Frage ist aber lächerlich, sie wissen anscheinend nicht, wer Tompion ist. Jetzt setzen Sie Sich hierher“. Ich setzte mich nieder und bekam 20 Minuten eine hervorragende Vorlesung über die Bedeutung Tompions, den Vater der englischen Uhrmacherei. Tompion habe, zusammen mit seinem Neffen Graham, die Uhrmacherei von den Feinkonstruktionen der Deutschen Art mit vielen astronomischen Zifferblättern auf die richtige Genauigkeit der Zeitmessung gebracht und vieles andere. Zum Schluss sagte er mir, Tompions und seines Neffen Grahams Arbeiten wären für die englische Seefahrt sehr wichtig gewesen, sie liegen beide in Westminster Abbey unter unseren Feldherren, Fürsten und grossen Schauspielern begraben, „Dort gehen Sie jetzt hin und überlegen Sie Sich, was Sie jetzt gehört haben“.

Diese Ausführungen – ich habe nachher gehört, dass der elegante grauhaarige Herr nicht nur der Besitzer des grössten Londoner Antiquitätengeschäftes gewesen ist, sondern gleichzeitig auch Lektor für Technische Geschichte der Londoner Universität – haben mich noch am selben Tag veranlasst in die Gruftkapelle von Westminster Abbey zu gehen. Alles hat mir sehr grossen Eindruck gemacht, es hat mir gezeigt, dass die Uhren in der menschlichen Entwicklungsgeschichte eine beträchtliche Rolle gespielt haben und dass die Beschäftigung mit alten Uhren und ihrer Geschichte viel mehr ist als ein blosser Sport.

Bei der Heimfahrt am Schiff habe ich nur gedacht, ich will jetzt der österreichischen Uhrengeschichte nachgehen, ich werde zwar keine bedeutenden Sachen finden wie Grahams oder Tompions Leistungen, aber man wird doch für die schönen österreichischen Uhren einige Schritte feststellen können und es wird der Mühe wert sein; man kann seiner Heimat damit einen Dienst tun.

Die schon früher eingehend erwähnten Rückstrommessungen nach Geyer haben nicht nur die technische Verlässlichkeit der Elin-Glasgleichrichter sehr stark erhöht, sondern auch sich sehr vorteilhaft auf die Steigerung des Glasgleichrichter-Geschäftes, besonders nach England hin, ausgewirkt, so dass ich jährlich ein oder zwei Mal nach England fahren musste, um dort beim Gleichrichtergeschäft behilflich zu sein.

Es war besonders interessant, als wir etwa 1932 oder anfangs 1933 von unserer englischen Vertretung erfuhren, dass mehrere von der English Electric gebaute Unterstationen für die Southern Railways nicht imstande waren, die garantierten Dauerleistungen und Überlasten zu liefern und wir gefragt wurden, ob wir hilfreich einspringen könnten. Nach einem Studium der Anlagedisposition und der Gleichrichterschränke konnte ich feststellen, dass mit unseren Gefässen und den dazu entwickelten besonderen Ventilatoren die Leistungsanforderungen erfüllt werden könnten. Darauf bin ich nach England gefahren, um im Werk der English Electric in Stafford mit unseren Kolben und Ventilatoren – eingebaut in die English Electric-Schränke – nachzuweisen, dass tatsächlich mit dem Elin Mitteln die geforderten schweren Belastungs-Bedingungen erfüllt werden können.

Als ich zu diesem Zweck nach Stafford in die grossen Hallen der English Electric kam, die ein mehrfaches der mir geläufigen Weizer Dimension aufwiesen, wurde ich einen Moment kleinmütig und ängstlich, sagte mir aber bald, ich darf mir durch die äussere Anlagegrösse nicht imponieren lassen und mich nicht kleinkriegen, insbesondere weil ich von unserer Technik überzeugt bin und weiss, dass sie besser ist und ich das nun beweisen könnte.

Kolben und Ventilatoren waren, wie ich mich rasch überzeugen konnte, richtig eingebaut. So begann zuerst die zeitliche Dauerlastprüfung, die gut vor sich ging. Als es darauf zur Überlastvorführung kam – ich glaube es waren 25 % Überlast durch 30 Sekunden zugesagt, legte ich die schöne, flache Tissot-Uhr, die ich kurz vorher von Mutti bekommen hatte, auf den Prüftisch und sagte: „Nun kann die Überlast eingeschaltet werden,“ und begann von der Gleichrichteranlage wegzugehen. Ich zählte bei mir still die Sekunden. Als die geforderten 30 Sekunden vorüber waren, kamen die Ingenieure aufgeregt gestürzt und sagten: „Die garantierte Zeit ist vorüber, sollen wir abschalten?“. Worauf ich in Ruhe sagte: „Nein, lassen Sie's ruhig noch weiterlaufen, ich komme schon zurück“. Ich bin langsam – im Geiste weiterzählend – zurückgegangen und als die garantierte Überlastzeit gerade doppelt überschritten war, sagte ich: „Sie sehen, die Anlage haltet auch die doppelte Überlastzeit aus. Jetzt schalten wir ab“. Diese unerwartet grosse Überlastungsmöglichkeit hat den Leuten so sehr imponiert, dass darauf einerseits alle gestörten Eisenbahnstationen mit den Elin-Anordnungen ausgerüstet worden sind und dass andererseits aber auch die English Electric – damals die grösste elektrische Industrie Englands – den Gleichrichtervertrag mit Siemens beendet hat und die Elin dafür eingetreten ist.

Nach dieser Englandreise bin ich öfters zu verschiedenen technischen Beratungen und Berechnungen nach England geschickt worden, speziell als ein Gleichrichterwerk in der Nähe von Croydon gebaut wurde, nachdem der Export so gross geworden war, dass es zweckmässig erschienen war, von der Elin dort selber die Gleichrichter herzustellen.

Im Jahre 1936 hat dann mein Chef bei der Elin geraten, einen zweiten Mann – sozusagen zur Kontrolle über mich – hereinzuschieben. Es wurde der von mir damals empfohlene Ing. Barth ausgewählt, der dann mehrere Male nach England geschickt wurde.

Vom Schwiegervater haben wir monatlich eine sehr schöne Zubusse zu unserer Lebensführung bekommen. Marceline war selbst keine verschwenderische Natur und so fiel es mir nicht schwer, sie zu gutem Haushalten zu beeinflussen, obwohl sie nicht ungern die Grosszügigkeit von Urgrossvater Adolf Ignaz Mautner zeigte, von dem man sich erzählte, dass er mehr als einmal gesagt hätte: „*Kosten darf's was will, aber gleichschaun nichts*“.

Nachdem wir so in den ersten Jahren einige Ersparnisse angesammelt hatten, wollte ich einer Lieblingsidee von mir, in Wien ein eigenes Haus zu besitzen, nachgehen und ein Vorstadthaus mit Garten erwerben. Dazu studierte ich öfters die Zeitungsannoncen und Versteigerungsanzeigen. Einmal kam ein besonders schönes altes Haus von 1815 auf der Hohen Warte mit einem kleinen Vorgarten und einem grossen Garten hinter dem Haus auf der Hohen Warte hinunter zur Versteigerung. Marceline und ich steigerten und da die Kauflust des Publikums wegen der schlechten Zeiten sehr klein war, erhielten wir bei einem erstaunlich niedrigen Ruf den offiziellen Zuschlag. Nach wenigen Tagen aber kam ein Brief, dass wir um ca. ÖS 3.000,- unter dem vorgeschriebenen Limit waren und

die Aufforderung zu einer Zustimmung zu dieser Erhöhung. Ziemlich gleichzeitig kam ein sehr netter, handgeschriebener Brief vom Schwiegervater. Er bat den Kauf nicht zu tätigen, die Zeiten wären sehr angespannt und für den Betrieb in Floridsdorf würde das Abziehen unserer Ersparnisse grösste Unannehmlichkeiten bringen. Wir haben selbstverständlich seinem Wunsch nachgegeben und so das Haus auf der Hohen Warte nicht bekommen.

Nach einigen Monaten aber erwähnte der Schwiegervater, dass er einige Male darüber nachgedacht, dass wir doch ein Vorstadthaus mit Garten gerne besitzen wollten und dazu könnte er den Vorschlag machen, wir sollten den „schönen Obstgarten“ in Sievering, das heutige Gasthaus Eckl übernehmen. Damals sagte ich, das ist aber nicht so hübsch wie die Hohe Warte, das mögen wir nicht, weil ich doch meinen Willen nicht habe früher haben können. So bekamen wir auch nicht den „schönen Obstgarten“, was mir später oft leidgetan hat und mir die Lehre bedeutet hat, „nimm, was du kriegst.“

Es mag 1932 gewesen sein, dass mir der Schwiegervater sagte: „Es wird in der Wirtschaft immer schlechter; die Bierproduktion hier in St. Georg wird immer kleiner, und wenn ich auch jeden Abend hier sitze und rechne und alles zu verbessern suche, so sehe ich doch, dass in 2 oder 3 Jahren die Brauerei nicht mehr zu halten sein wird, dass die Bank alles übernehmen wird und hier alles weg sein wird“. Darüber hat er sich sehr besorgt und es ist im sehr nahe gegangen.

Im Herbst 1934 ist schliesslich Muttis Vater, mein Schwiegervater, in Gaaden gestorben, der Ort der ihn einerseits gefreut, dessen Kosten ihn andererseits aber auch sehr bedrückt haben, weil er einmal erwähnte, hätte ich Gaaden nicht gebaut, wären wir doch etwas leichter in Floridsdorf dran.

Nach Schwiegervaters Tod hat sich Muttis Bruder Georg (Buwa) in alle wirtschaftlichen Sachen sehr intensiv und gut bekümmert; er war auch politisch tätig und ist damals auch schon Stadtrat geworden.

Ganz unerwartet hat er einmal, um 1935, der nächsten Familie mitgeteilt, dass die Creditanstalt, die damals die viel grössere Brauerei Schwechat kontrollierte, sich an ihn gewandt hätte, weil in Schwechat die finanzielle Situation noch weniger günstig war als in St. Georg und gefragt hat, ob er nicht Schwechat übernehmen könnte und in der gleichen Art wie St. Georg organisieren. Das war ein unheimlich interessanter Vorschlag, es war dazu allerdings nötig, dass die ganze Familie mit ihrem ganzen Vermögen dafür gutstünde; das ist auch geschehen. Tatsächlich hat sich darauf die wirtschaftliche Lage der Schwechater Brauerei bald verbessert.

Um diese Zeit haben Mutti und ich das Haus in der Loidoltgasse lizitando erworben; es waren von diesem 3 alte Bedienstete (1 Zofe, 1 Bedienter, 1 Hausmeisterin) auf Grund des Testaments der Besitzer (Graf Haugwitz) zu erhalten, und da der Zinsertrag des Hauses nicht ausreichte, waren beträchtliche Schulden angewachsen. Es war angekündigt, dass für die obengenannten 3 Personen die Wohnrechte mit übernommen aber ein gewisser Abschlag wegen der Zahlungen an sie von der Endsumme abgezogen würden. So erwarben wir das Haus mit einem Rufpreis von rund 93.000,- Schilling, wovon ca. 32.000,- abgezogen wurden. Die 3 Leute sind sehr alt geworden und haben zum Teil noch den 2. Weltkrieg überlebt. Alles in allem aber glaube ich, war der Erwerb gut, weil die Lage, nahe beim Rathaus, hinter dem Militärgeographischen Institut, eine für Wien günstige ist.

Im Frühjahr 1936 waren wir einmal bei der Familie Rally am Rennweg eingeladen. Unter den Gästen war auch Wolfi Stadler von Wolfergrün, ein bedeutender Hochtourist, der sich besonders bei schwierigen Rettungsexpeditionen bekannt gemacht hatte und dafür eine besondere Auszeichnung, das ...Kreuz erhalten hatte. Wir haben uns an diesem Abend angefreundet und er hat mich bald darauf auf das – mir von früher her als Alptraum erinnerliche – Inntalerband auf die Rax mitgenommen; die damalige Bewältigung desselben gibt mir heute noch Genugtuung.

Dann habe ich mit ihm einen sehr schönen, schweren Kraxlerweg am Südgrat des Scheiblingsteins im Gesäuse gemacht.

Nachher, 1937, war er am Buchstein, wo er leider umgekommen ist. Knapp vor der Tour hatte ich zum ersten Mal arge Kreuzschmerzen, so musste ich im letzten Moment meine Teilnahme absagen. Es war in der Nacht von Sonntag auf Montag, dass ich im Schlaf ein traumartiges Erlebnis hatte. Es war, als ob mein Freund Stadler mit schwerem Gewicht auf mir läge. Etwa um 2 Uhr früh am Morgen bin ich unter dem unheimlichen Druck aufgewacht. Am nächsten Tag musste ich leider erfahren, dass Wolfi Stadler Tags zuvor – gerade um diese Zeit meiner nächtlichen Erfahrung – am Buchstein gestorben ist. Er war zwar ein sehr guter Wetterexperte, es ist aber Schlechtwetter früher als er erwartet hatte gekommen. Er hatte seiner Begleiterin seine eigene Jacke gegeben, doch auf dem langen Aufstieg auf der schweren Wand sind sie nicht mehr weitergekommen und dabei ist er selber erfroren, während seine Begleiterin – geschützt durch Wolfis Jacke – am Leben geblieben ist.

Die Arbeiten bei der Elin haben mich dauernd stark beschäftigt. Zur Weiterung des Gleichrichtergeschäftes habe ich die Elact-Ideen eines Ing. Karpeles (später Weissenberger genannt) zu einer Milchsäuerung mit Hilfe von Gleichrichtern auf elektrolytischer Basis bei der Elin eingeführt. Es ist leider, obwohl gute Gutachten da waren, nicht zu einer günstigen Entwicklung gekommen, weil die Wiener Molkerei, Hauptbesitzer die Familie Bloch-Bauer, gegen die Einführung des Elact-Verfahrens gewesen ist.

Im Sommer 1936 fuhr ich mit Mutti von Feldenhofen mit dem Steyr XII nach Assling in Krain, um dort eine von mir in Wien projektierte Werksbahn-Gleichrichterstation mit einer Telefon-Entstörung zu besuchen. Wir haben sehr schön in Veldes am See übernachtet und sind nach dem zufriedenstellenden Besuch bei der Anlage nach Venedig weitergefahren. Auf der Rückfahrt, nicht weit nach Mestre, begann ein Geräusch im Motor, das bald sehr gefährlich erschien. Langsam fuhr ich noch bis Conegliano, wo in der nächsten grösseren Werkstatt mir gesagt wurde: „Broncino tutto rotto“ (ein Lager ganz kaputt). Es hat einen Tag gedauert, um ein neues Lager einzuarbeiten. Die Mussezeit verwendeten wir zu einem Besuch der grossen schönen Schlossruine oberhalb des Ortes, dann ging's ruhig zurück nach Feldenhofen.

In unserer Familie kommt am 10.12.1936 (sic) [11.12.1936] unser Sohn Hansi zur Welt. Am Tag darauf ist leider mein Vater gestorben, Momo hat mir in der Früh am Telefon die traurige Nachricht durchgeben.

Es war damals eine politisch recht unruhige Zeit, es gab eine schlechte Wirtschaftslage in Österreich, die Nachrichten aus Deutschland von den Erfolgen der Hitlerleute waren gross und es war eine starke Hitlerbewegung in Österreich.

Ich war damals enttäuscht, dass die Österreicher im Allgemeinen und speziell der Mittelstand und die höhere Gesellschaft sehr wenig innere seelische Einstellung zu der eigenen Vergangenheit hatten. Ein bisschen hat Kanzler Starhemberg die Leute mit der Heimwehr mitgerissen, aber sehr tief ist es auch nicht gegangen. Die Sturmsharen von Kanzler Schuschnigg waren auch enttäuschend, weil bei den einen oder zwei Reden wo ich dabei war, er den Leuten vor Augen gestellt hat, wie er ihnen wirtschaftlich helfen würde. Erfolg in der Politik ist nur zu erwarten, wenn sie emotionelle seelische Bindungen bringt und nicht nur das materielle Wohlsein vor Augen hält.

In der schönen Wohnung in der Lackierergasse haben wir öfters sehr nette Geselligkeiten gehabt, die Mutti immer mehr und mehr gefreut haben.

Im Frühjahr 1937 waren Mutti und ich ein paar Tage in Rom. Wir erlebten damals die 1. Jahrfeier für die Eroberung von Abessinien, es war ein eindrucksvoller grosser Festzug.

Mit ein Grund für die Romreise war eine Gleichrichterbesprechung in einem Ministerium. Dabei fragte mich einer der Herren, ob ich ein Verwandter des italienischen Botschafters gleichen Namens bei Kemal Atatürk in Ankara wäre, des Freundes von Mussolini. Das gab mir Anlass, diesem zu schreiben, dass mich seit langem Nachforschungen über die Vorfahren der Familie Bertele bewegten und ich Andeutungen bekommen habe, die Bertele wären vor dem 30-jährigen Krieg aus dem Friaul nach Schwabenland gekommen. Nach einiger Zeit erhielt ich eine freundliche Antwort von Tomaso Bertele, dass wir uns begegnen und aussprechen müssten. Es ist aber damals nichts Weiteres erfolgt, anscheinend war die zunehmende politische Spannung in Europa schuld daran¹⁶.

Im Frühjahr 1938 war Marceline Anfang März mit den Kindern nach Feldenhofen gefahren, damals war die politische Unruhe durch den nationalsozialistischen Anhang in Österreich schon ziemlich gross.

Hitlereinmarsch in Österreich

Am 12.3.1938 hielt ich auf der Technik einen Vortrag, wo ich meine Untersuchungen über die physikalische Voraussetzung für eine Leistungssteigerung von HG Dampfgleichrichter-Gefässen berichtete und auf die Beeinflussung der Ionen-Diffusion durch das Thermo-Gefälle zu sprechen kam (es war eine Vorwegnahme der Erkenntnis der Thermo-Diffusion gegenüber Chapman; leider ist mein Manuskript verloren gegangen).

Um ½ 7 Uhr verliess das Publikum den Hörsaal III in Scharen, Hitler war gerade in Österreich einmarschiert!

Darauf ging ich zu Momo. Viele Leute waren auf den Strassen. Den Rückweg nahm ich über den Ring und sah zahlreiche, offensichtlich befriedigte Marschierer, mir aber drängte sich die dunkle Vorahnung von Unheil auf.

¹⁶ 1961 oder 1962 machten Mutti und Baba eine Osterfahrt nach Italien, bei der Uly und Ucki mit dabei waren. Wir waren zum Mittagessen bei Berteles in Verona eingeladen, in einem schönen Palais auf einer Piazza, welches, glaube ich im Besitz von Tomaso Berteles Frau, einer Gräfin Lamberti war. Beide kamen mir winzig klein und wuzelig vor, aber sehr nett. Es waren natürlich die Eltern von jenem Giovanni Bertele, der uns in England, in Purley damals, aufsuchte mit dem berühmten Anspruch: „Ich bin Bertele, wer bist Du?“ (UBA)

In den nächsten Tagen trifft es mich: Entfernung von der Leitung der Abteilung Gleichrichter, die Esslinger übernimmt und Hilfskraft in der Patent-Abteilung; Vorwürfe von Neumann an mich wegen zu kostspieliger Entwicklungsarbeiten.

Ich erhielt die Stellung einer Hilfskraft in der Patent-Abteilung bei Dr. Schwarzmann. Nach wenigen Tagen aber habe ich einen Brief nach Berlin zu Siemens geschrieben und angefragt, ob sie Verwendung für mich hätten. Sehr rasch kam eine Einladung nach Siemensstadt. Am 2. Mai 1938 war ich in Berlin, wurde dort von Dr. Kerschbaum, dem Chef des Röhrenwerkes empfangen. Beim Hineingehen zu ihm aus dem schönen Vorraum mit 2 Sekretärinnen, sagte ich beim Schliessen der Eingangstür bescheiden still: „Heil Hitler“, aber Dr. Kerschbaum am Schreibtisch antwortete laut: „Lassen Sie den Unsinn. Wir wissen, was Sie sind“, und machte mir den Vorschlag, als Nachfolger von Alfred Siemens, Leiter der Gleichrichter-Konstruktionsabteilung des Röhrenwerkes zu werden. Ich habe das gerne angenommen und der Arbeitsbeginn wurde für den 1. September 1938 festgesetzt. Er erwähnte dabei: „Wir haben Ihre Arbeiten und Aktivitäten seit 4 Jahren mit Interesse beobachtet, seit Sie bei der English Electric die Siemens-Gleichrichterkolben durch die von der Elin verdrängt haben und ich glaube, Sie werden bei Siemens Ihre Fähigkeiten in grösserem Umfange einsetzen und ausnützen können.“